

Dieter Schwabe

# Von Bukarest nach Odessa



**Reiseerzählung**

## Auf dem Weg nach Bukarest

Unsere zehntägige Reise sollte uns, wie auf der Karte durch die rot markierte Route dargestellt, zunächst von Bukarest über die Donau nach Russe in Bulgarien führen, von dort über Silistra zurück nach Rumänien und weiter durch die Landschaft der Dobrudscha bis Constanta am Schwarzen Meer. Nach zwei Tagen im Donaudelta wollten wir die Stadt Tulcea besuchen und dann über die Grenze der EU in die Ukraine vorstoßen, die Stadt Izmail kennenlernen und schließlich unser Ziel Odessa am Schwarzen Meer erreichen.



Zum Ausgangspunkt Bukarest, der rumänischen Hauptstadt, war ein Flug mit Germanwings von Stuttgart aus geplant. Von unserem Wohnort nach Stuttgart war eine Zugfahrt mit dem ICE vorgesehen. Die Bahntickets wollte unser Reiseleiter Tim am Tag unserer Abreise, dem 31. August 2011, mitbringen. Unsere Reisegruppe war pünktlich auf dem Bahnsteig versammelt, nur der Reiseleiter fehlte. Als die Einfahrt des Zuges angekündigt wurde, war er immer noch nicht da. Wir wussten nicht, was wir machen sollten, wenn er nicht rechtzeitig kommen würde, denn wir hatten ja keine Tickets. Es war klar, wenn wir diesen Zug nicht nehmen könnten, würden wir den Flug nach Bukarest verpassen.

Wir wurden immer unruhiger und starrten wie gebannt auf den Fahrstuhl, die letzte Möglichkeit für Tim zu erscheinen. Da öffnete sich plötzlich dessen Tür, und wie ein

Wunder trat Tim völlig abgekämpft mit zwei großen Koffern auf den Bahnsteig, gerade in dem Augenblick, als der Zug einfuhr. Wir hatten keine Zeit mehr, zu unseren Sitzplätzen zu kommen, vor uns kam der Speisewagen zum Stehen. Wir sollten dort einsteigen, rief Tim uns geistesgegenwärtig zu, da könnte er uns zum Ausgleich für seine Verspätung gleich einen Kaffee spendieren.

Das war noch einmal gutgegangen, dachte ich, und hatte mich bei der ruhigen, angenehmen Fahrt des ICE schnell beruhigt. Da der Stuttgarter Flughafen kein ICE-Haltepunkt ist, mussten wir am durch Stuttgart 21 hinreichend bekannt gewordenen Hauptbahnhof in die S-Bahn umsteigen, die uns schließlich zum Flughafen brachte. Dort trafen wir mit weiteren Teilnehmern der Reise zusammen, die auf andere Weise zum Stuttgarter Flughafen gekommen waren. Jetzt fehlten nur noch drei Reisetilnehmer aus dem Ruhrgebiet, die einen späteren Flug von Dortmund aus hatten und erst am Abend zu uns stoßen würden.

Wir hatten nun genügend Zeit für den Check-In und die Kontrollen, bis wir im Flugzeug saßen, das uns in einem ruhigen Flug nach Bukarest brachte. Es war für meine Frau und mich die erste Reise in die drei Länder Rumänien, Bulgarien und die Ukraine. Wir waren sehr gespannt, wie es dort aussehen würde.

Der Flughafen von Bukarest ist zwar sehr viel kleiner als der in Stuttgart und auch nicht mehr ganz neu, doch verlief die Passkontrolle und Gepäckaussgabe erstaunlich schnell. In der Ankunftshalle erwartete uns schon unser Reisebegleiter Tom. Er führte uns aus dem Flughafengebäude heraus zum Parkplatz, wo uns ein recht kleiner Reisebus mit Anhänger erwartete. Jedenfalls passte nur ein Teil des Gepäcks in den Bus, der Rest musste auf dem Anhänger verstaut werden. Ich machte mir darüber zunächst keine Gedanken, aber dieser Bus und besonders der Anhänger sollten uns später noch große Probleme bereiten.

Als wir dann losgefahren waren, fand Reisebegleiter Tom endlich Zeit, sich noch einmal ausführlicher vorzustellen. Er war groß gewachsen, hatte eine unverkennbar sächsische Aussprache und, wie sich bald herausstellen sollte, ein sonniges Gemüt. Er war Historiker mit Spezialgebiet Balkanländer, sprach rumänisch, hatte eine Wohnung in dem Land und kannte sich in Rumänien sehr gut aus.

In der Hauptstadt Bukarest, die etwa zwei Millionen Einwohner hat, war auf dieser Reise nur eine kurze Stadtrundfahrt vorgesehen. Danach sollte es in die etwa 80 km südlich von Bukarest gelegene Stadt Russe in Bulgarien gehen, wo die erste Übernachtung geplant war.



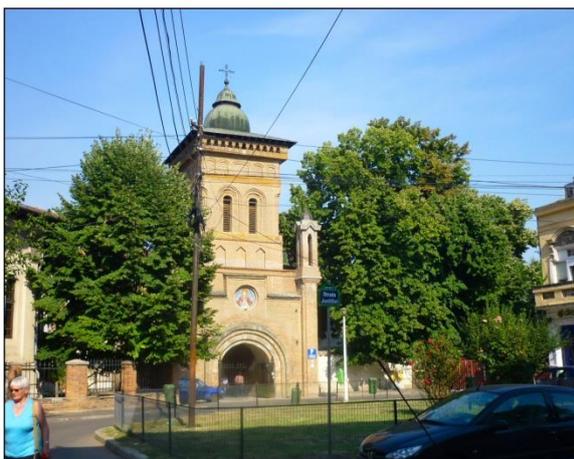
In den Außenbezirken von Bukarest sah es noch trübe aus, doch änderte sich das schnell, als wir in die Innenstadt kamen. Dort trafen wir auf imposante Gebäude an breiten Prachtstraßen, dazwischen ein großer Park. Dazu gab Tom uns viele Informationen über die Stadt.

Am Rande der Ausfallstraße, die in die Stadt führt, stehen reichgestaltete Privathäuser. In Richtung Innenstadt folgen mehr und mehr großartige Bauten, zum Teil im sozialistischen Klassizismus, auch als Zuckerbäckerstil bekannt, wie es in kommunistischen Staaten üblich war, z.B. das Casa Presei Libere, das Haus der freien Presse, oder auch ältere Gebäude der Gründer- und Jugendstilzeit wie die Zentrale Universitätsbibliothek.

Dann erreichten wir das Zentrum und kamen nicht weit davon entfernt zum Parlamentspalast. Diesen früher als „Haus des Volkes“ bekannten Palast ließ der rumänische Diktator Nicolae Ceausescu von einer jungen Architektin bauen, wozu er einen Teil der schönen, alten Gebäude der Innenstadt abreißen ließ. Der im Zuckerbäckerstil gebaute Palast ist das flächenmäßig größte Gebäude Europas und eines der größten der Welt. Er befindet sich am westlichen Ende des fünf Kilometer langen Unirii-Boulevards und ist eine große Touristenattraktion.



Erst als unser Bus das gesamte Gelände, auf dem der Palast steht, umfuhr, bekamen wir die richtige Vorstellung von der schieren Größe dieses Gebäudes, welches ja auch noch acht Stockwerke in das Erdreich hinein reichen soll. Schließlich erreichten wir einen Parkplatz, an dem Tom uns aussteigen ließ, damit wir Fotos von dem Palast machen konnten.



Es blieb Zeit für einen kurzen Rundgang in diesem Teil der Stadt. Nach Überquerung der großen Prachtstraße führte uns Tom zu einer der vielen Kirchen der Stadt. Dort waren schöne Fresken im Torbogen des Eingangs zu sehen. An weiteren imposanten Bauten vorbei marschierten wir zurück zum Bus und setzten die Rundfahrt fort.

Es war über 33 Grad heiß, wie wir an einer Anzeige gesehen hatten. Entsprechend groß war der Durst. Da der Busfahrer noch einmal tanken musste, wollten wir die Gelegenheit wahrnehmen, im Laden an der Tankstelle Wasser zu kaufen, hatten jedoch kein rumänisches Geld, da wir noch nicht zum Umtauschen gekommen waren. Das war kein Problem, Tom legte uns das Geld vor.

Tom hatte sich auch bereit erklärt, die drei fehlenden Reisemitglieder mit seinem Privatauto am Flughafen abzuholen und in Russe wieder zu uns zu stoßen. Deshalb stieg er noch in der Stadt aus dem Bus aus, um mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurück zum Flughafen zu fahren, wo er sein Auto abgestellt hatte. Es war ihm zu danken, denn er ersparte uns eine erneute Fahrt zum Flughafen und zurück.

### **In der Stadt Russe in Bulgarien**

Nachdem wir Bukarest verlassen hatten, fuhren wir in südlicher Richtung auf einer einigermaßen guten Straße, denn eine Autobahn gibt es auf dieser Strecke nicht. Die Grenze zu Bulgarien wird von der Donau gebildet, die etwa 80 km südlich von Bukarest liegt. Dort befindet sich auch die einzige Donaubrücke zwischen Rumänien und Bulgarien. Dass es nur eine Brücke an der langen Donaugrenze zwischen diesen beiden Staaten gibt, befremdete uns doch etwas, denn das bedeutet eine große Beeinträchtigung des Verkehrs zwischen diesen Ländern durch zu fahrende Umwege oder Benutzung von langsamen Autofähren.

Die Landschaft in dieser Gegend unterscheidet sich nicht allzu sehr von der in Mitteleuropa. Allerdings fiel uns die dünne Besiedlung auf und dass sehr viel Sonnenblumen angebaut werden, die zu dieser Jahreszeit schon verblüht, aber noch nicht abgeerntet waren. Die Felder gaben der Landschaft eine schwarzbraune Farbe. Bald erreichten wir die rumänische Grenzstadt Giurgiu und kamen auf die Brücke, die zur bulgarischen Grenzstadt führt. Diese heißt Russe (bulgarisch Pyce) und ist mit 166 Tausend Einwohnern die fünftgrößte Stadt in Bulgarien.

Bei der Passkontrolle gab es keine Probleme. Eine Beamtin kam in den Bus, verglich unsere Gesichter mit den Fotos in den Pässen - das war es schon, wir durften einreisen.



Was wir zum Glück noch nicht wussten, andere Grenzübergänge sollten uns auf dieser Reise noch schwer zu schaffen machen, aber davon später. In den Außenbezirken von Russe sah es noch ziemlich trostlos aus und erinnerte an die Bilder der Städte in der ehemaligen DDR. Doch Richtung Stadtzentrum wurde es deutlich besser, dort war die Mehrzahl der Häuser schon saniert. Unser Busfahrer kannte sich in Russe offensichtlich nicht

gut aus, denn er irrte zunächst in dem Stadtviertel, in dem unser Hotel Anna Palace liegen sollte, ziemlich herum. Als wir zum zweiten Mal auf die Donau-Uferstraße kamen, fragte er endlich einen Mann nach dem Hotel. Dieser war so freundlich, uns mit seinem Auto voraus zu fahren und den Weg zu zeigen. Der Busfahrer stoppte allerdings unerklärlicher Weise, als ein großes Hotel vor uns lag. Wir stiegen aus, nur um festzustellen, dass es nicht das Anna Palace war. Da dieses aber nicht mehr weit entfernt liegen konnte, gingen wir die restliche Strecke zu Fuß auf der allerdings sehr holprigen Straße. Wie waren aufgekratzt und in erwartungsvoller Stimmung, die sich noch besserte, als wir dann endlich das Anna Palace erreichten.

Mit diesem Drei-Sterne-Hotel war eine gute Wahl getroffen worden. Es liegt an einer ruhigen Straße nahe der Donau, aber auch nur zehn Minuten zu Fuß von der Innenstadt entfernt. Die Zimmer sind farblich sehr ansprechend abgestimmt.

Zum Abendessen waren wir allerdings in die größte Herberge der Stadt, das Hotel Riga, eingeladen. Das lag genau dort, wo der Bus vorhin irrtümlich gehalten hatte. Im Top-Restaurant im 14. Stockwerk war schon eine lange Tafel für uns gedeckt. Dort erwarteten uns die vorsitzende Professorin der Internationalen Elias Canetti-Gesellschaft und der Leiter des Bereichs Politische Bildung. Die Professorin schätzte richtig ein, dass die meisten Teilnehmer dieser Reise wohl vorher noch wenig oder nichts über Canetti gehört hatten und gab uns einige grundlegende Informationen:

Der 1905 in Russe geborene Elias Canetti war ein in deutscher Sprache schreibender Schriftsteller und erhielt 1981 den Literaturnobelpreis. Die Internationale Elias Canetti Gesellschaft wurde 1992 in Russe, der Geburtsstadt Elias Canettis, gegründet. Ziele dieser Gesellschaft sind u.a. die Erforschung des Werkes von Canetti, die Förderung des europäischen Integrationsprozesses und die Mitwirkung am Aufbau einer Zivilgesellschaft nach dem Ende der kommunistischen Diktatur in Bulgarien. Die Gesellschaft ist im Wesentlichen in vier Bereichen tätig, nämlich Kulturvermittlung, kultureller Dialog, politische Bildung und Wissenschaft. Ein besonderer Schwerpunkt bei der Realisierung dieser Tätigkeiten liegt in der Zusammenarbeit mit den Ländern des Donaukulturraumes.

Wenig später stieß noch der zweite Bürgermeister von Russe zu uns. Er machte darauf aufmerksam, wie großartig die Aussicht vom Balkon des Restaurants doch sei. Das wollten wir uns nicht entgehen lassen. Die Sonne war zwar schon untergegangen, aber es war noch hell genug, um die Aussicht zu genießen.



Dann zog es uns wieder zu den Tischen, wo nun das Abendessen serviert wurde. Wenn auch die bulgarische Küche für uns noch etwas ungewohnt war, so schmeckte es mir jedenfalls recht gut, doch der bulgarische Weißwein, der dazu serviert wurde, war für meinen Geschmack erstklassig. Während des Essens gab es plötzlich ein Hallo – die letzten drei Reiseteilnehmer und Tom waren wieder unter uns.

Das Frühstück am nächsten Morgen konnte im Freien auf der Terrasse des Anna Palace eingenommen werden. Anschließend startete dort gleich - wie üblich auf diesen Reisen - die Auftaktrunde zum Kennenlernen. Tim hatte sich dafür etwas Tolles einfallen lassen: Man sollte seinen Vornamen nennen und dazu einen Begriff, der etwas über einen selbst aussagte, wobei dieser Begriff aber mit demselben Buchstaben wie der Vorname anfangen musste. Die Ersten in der Sitzreihe hatten es am schwersten, denn sie hatten so gut wie keine Zeit zum Nachdenken. Für meine Frau und mich war es etwas einfacher, da wir in der Mitte der Reihe saßen. Bei mir war es der Buchstabe D von Dieter - da fiel mir auf Anhieb „Denker“ ein, was auch ganz gut passte, da ich eher ruhig bin und nicht viele Worte mache.

Als erster Ausflug war eine Schiffsfahrt auf der Donau geplant. Vor dem Hotel wartete schon unsere Stadtführerin, eine recht junge Bulgarin, auf uns. Sie war Studentin und verdiente sich mit solchen Führungen ihr Geld. Sie war ziemlich klein gewachsen, was besonders ins Auge fiel, wenn sie neben den großen Männern unserer Reiseleitung stand. Das Schiff brachte uns einige Kilometer stromabwärts an Russe vorbei bis zur Donaubrücke, auf deren Mitte wir gestern die Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien überschritten hatten.

Unsere Stadtführerin erzählte uns, dass das Bauwerk heutzutage als Brücke der Freundschaft bezeichnet wird, was sicherlich nicht immer so war. Dass es Spannungen gibt, war auch der Bemerkung von ihr zu entnehmen, die von Bulgarien erhobene Transitgebühr sei viel geringer als die der Rumänen, obwohl Bulgarien seinen Brückenteil besser warten würde.

Hinter der Brücke wendete das Schiff und fuhr zurück zum Ausgangspunkt, an dem wir wieder an Land gingen. Als nächste Aktion sollte ein Rundgang durch das Zentrum von Russe folgen. Dazu benötigten wir den Bus nicht, denn es war, wie schon erwähnt, nicht weit zum Stadtzentrum, so dass wir uns nach kurzer Erfrischung im Hotel zu Fuß auf den Weg machten. Gleich zu Anfang fiel uns auf, dass Todesanzeigen an die Stämme der die Straße säumenden Bäume geheftet waren, ein uns völlig unbekannter Brauch.



Schräg gegenüber, nur wenige Schritte von unserem Hotel entfernt, kamen wir direkt am ehemaligen Geschäftshaus der Familie Canetti vorbei. Die Canetti-Gesellschaft plant darin die Errichtung eines internationalen Zentrums für Kultur, Wissenschaft und Dokumentation. Um dieses Vorhaben zu realisieren, überließ der bulgarische Staat per Ministerratsbeschluss der Gesellschaft das Haus.

Aufgrund ungeklärter Eigentumsverhältnisse und eines damit einhergehenden Rechtsstreits verzögert sich jedoch dessen Einrichtung. Das Haus wird in seinem unsanierten Zustand als alternativer Veranstaltungsort genutzt und entwickelt sich zunehmend zu einem Forum für zeitgenössische Kunst und Performance. Es war jetzt zur Mittagszeit allerdings geschlossen, so dass eine Besichtigung nicht möglich war. Die Canetti Gesellschaft verfügt aber noch über Räume in einem anderen Haus, in das wir für den Nachmittag eingeladen waren. So marschierten wir erst einmal weiter und kamen bald in die Innenstadt.

Im Zentrum von Russe liegt ein großer Park, in dem unsere Führerin die Gelegenheit nutzte, auf der Umfriedung eines Brunnenbeckens sich etwas größer zu machen und uns die Geschichte von Russe näher zu bringen. Dann führte sie uns noch weiter herum und zeigte uns, dass Russe sehr ansprechende Fußgängerzonen und viel Grün hat, und eine recht hübsche Stadt ist.

Im Jahr 2005 eröffnete im Stadtzentrum das Elias Canetti Center, dessen Träger und Initiator die Internationale Elias Canetti Gesellschaft ist. Das Center ist in einem der schönen alten, bereits sanierten Häusern untergebracht und enthält die Österreichische Bibliothek „Elias Canetti“, Seminarräume sowie die Büroräume der Gesellschaft. Die Räumlichkeiten werden zunehmend von lokalen Initiativen, Jugendgruppen und Studenten für Veranstaltungen und internationale Begegnungen genutzt. Kulturveranstaltungen und Bildungsangebote des Zentrums, die u.a. Ausstellungen, Diskussionsforen, Workshops, Lesungen, Filmabende und wissenschaftliche Symposien beinhalten, richten sich insbesondere an ein junges Publikum.



Wir waren zu einer Begegnung mit einem Unternehmer aus Russe in die Bibliothek eingeladen. Als wir die Treppen empor in die Räume im ersten Stock gestiegen waren, warteten dort schon die Bibliothekarin und unser Gesprächspartner, ein noch junger Mann. Tom übersetzte ins Deutsche. Nachdem der Mann uns einige Informationen über sich und sein Unternehmen gegeben hatte, entwickelte sich das Gespräch so, dass wir Fragen stellen konnten und er antwortete. Mir schien, dass er gute Ansätze vorbrachte, wie er sich in der Marktwirtschaft behaupten wollte.

Dann stieß jedoch ein Abgeordneter der Stadt zu unserer Runde, schaltete sich in das Gespräch ein und gab von da an, zu allem, was der Unternehmer sagte, Kommentare ab, natürlich in Bulgarisch, schneller als Tom übersetzen konnte. Es hörte sich so an, als ob er ständig abwiegelte und relativierte, so dass der Unternehmer zunehmend stiller wurde und das Gespräch versickerte, bis der Unternehmer es beendete und schnell verschwunden war.

Auf dem Rückweg zum Hotel machte ich ein Foto von zwei nebeneinander stehenden Häusern, eines unsaniert, das andere in auffälligem Violett renoviert. Das zeigte gut die unterschiedlichen Zeiten, die Russe durchgemacht hat, und dass es noch genug zu tun gibt, um die Stadtkulisse zu verschönern.

Da wir auf dieser Reise Halbpension hatten, sollte das Abendessen, wie schon am Vortag, gemeinsam eingenommen werden. Die Reiseleitung hatte keine Mühe gescheut, den Teilnehmern etwas Besonderes zu bieten. Während es am Vorabend im Riga etwas vornehmer zugegangen war, besuchten wir heute ein zünftiges Traditionsrestaurant.

Es gab Unmengen zum Essen, erst Gemüse und Salate als Vorspeise, dann riesige Platten mit Fleisch, die als besonderer Gag flambiert wurden. Wir konnten nicht an uns halten, und aßen alle an diesem Abend viel zu viel. Es folgte eine Aufführung einer Tanzgruppe und landestypische Musik. Zum Schluss des Abends verabschiedete Tim unsere junge Stadtführerin mir Dank und einem kleinen Geschenk.

### Durch die rumänische Dobrudscha nach Constanta

Morgens nach dem Frühstück stand unser Bus schon vor dem Hotel. An diesem Tag sollte uns die Reise über 255 km von Russe nach Constanta am Schwarzen Meer führen. Meine Frau und ich waren zufällig die letzten beim Einsteigen und mussten auf den einzig noch freien Sitzen auf der Rückbank des Busses Platz nehmen.



Wir fahren zunächst auf der bulgarischen Seite der Donau auf der Straße 21 ostwärts. Eine Autobahn gibt es in dieser Gegend nicht, die holprige Straße entsprach noch nicht einmal deutschem Bundesstraßenstandard, so dass wir ziemlich durchgeschüttelt wurden, weil auf den letzten Plätzen im Bus saßen. Die Landschaft in dieser Gegend ist eintönig, meistens flach mit sehr viel Mais- und Sonnenblumenanbau. Die Häuser auf dem Land sind ärmlich und erinnern an Häuser in Ostdeutschland zur DDR-Zeit.

Nach 143 km erreichten wir die bulgarische Stadt Silistra an der Grenze zu Rumänien. Sie gilt als Tor zur Dobrudscha. Dies ist eine Landschaft zwischen dem Unterlauf der Donau und dem Schwarzen Meer und liegt teils in Südostrumänien, teils in Nordostbulgarien. Sie ist zugleich auch der nordöstliche Zipfel des Balkans. Ihr größter Teil ist eine mit Löss bedeckte, fruchtbare Steppe. In der Dobrudscha lebte im 19. Jahrhundert eine gemischte Bevölkerung aus Bulgaren, Türken, Rumänen, Tataren, Lipowanern, Ukrainern, Gagausen und Dobrudschadeutschen. Heute hat die Dobrudscha 1,3 Millionen Einwohner.

Die größten Städte sind Constanta und Tulcea in Rumänien, sowie Dobritsch und Silistra in Bulgarien.

In Silistra wurde eine längere Pause eingelegt. Wir fanden ein Cafe in der Innenstadt, wo man draußen sitzen konnte, und stellten für unsere große Truppe einige Tische zusammen. Die bulgarischen Stadtbewohner beäugten uns interessiert, denn ausländische Touristen werden sie in ihrer Stadt eher selten sehen. Bei einem Rundgang durchs Stadtzentrum kamen wir an einer Moschee vorbei und besuchten einen farbenfrohen Markt.



Auf der Weiterfahrt erreichten wir kurz hinter Silistra die Grenze zu Rumänien. Auch dort gab es keine lange Kontrolle, so dass wir ohne Verzögerung weiterfahren konnten. Rumänien ist bekannt für seine vielen Klöster. Da das Kloster Derwent bei Ostrov auf unserer Reiseroute lag, machten wir dort Halt, besichtigten es und erfuhren von seiner interessanten Geschichte..

In den 1930er Jahren sammelte der Mönch Elefterie Mihai Spenden in den umliegenden Dörfern und stiftete schließlich ein Mönchskloster, dem er den Namen Derwent gab, was „jenseits des Baches“ bedeutet. Es wurde der „Gottesfürchtigen Paraschiva“, dem „Heiligen Georg“ und der „Heilenden Quelle“ geweiht. 1959 wurden Prior Elefterie und die Mönche von den kommunistischen Behörden vertrieben. In den Zellen und im Gästehaus des Klosters richtete sich der staatlichen Landwirtschaftsbetrieb ein. Die Klosterkirche wurde fortan als Dorfkirche genutzt. Sie wurde in den 1980er Jahren neu bemalt und befindet sich in einem guten Zustand. Nach der Wende kam der ehemalige Prior zurück und eröffnete das Kloster aufs Neue. Heute leben dort siebzehn Mönche. Kranke Menschen suchen das Kloster auf, um dort Heilung zu finden, vor allem am Heiligen Kreuz Tag, dem 14. September.



Auf dem Weg zur nächsten Sehenswürdigkeit bog unser Fahrer plötzlich, ohne dass das abgesprochen war, auf einen Waldweg ab. Da die Verständigung mit ihm manchmal etwas schwierig war, konnte selbst Tom den Grund nicht erfahren. Zu allem Überfluss lud der Fahrer nun die im Bus verstauten Koffer aus. Keiner verstand, was er damit bezweckte. Erst als er eine Pumpe hervorbrachte, die in einem Fach unter den Koffern gelegen hatte, und sich am linken Vorderrad des Busses zu schaffen machte, sahen wir es auch: Der Reifen hatte Luft verloren und musste aufgepumpt werden. Helfen konnten wir ihm nicht. So nutzten wir den Zwangsaufenthalt zur Mittagspause und verzehrten die Reste vom gestrigen Abendessen, die man uns eingepackt hatte. Bald danach war das Problem mit dem Reifen behoben. Alle Koffer wurden wieder aufgeladen, und wir konnten weiterfahren.

Der nächste Stopp fand in der Nähe des Ortes Adamklisi statt. Dort besuchten wir das Tropaeum Traiani, ein römisches Denkmal. Wie aus der Beschreibung auf einer Tafel hervor ging, wurde es dem Mars Ultor geweiht und 108/109 n. Chr. erbaut. Es stammt also aus der Zeit des Kaisers Trajan und steht im Zusammenhang mit den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem römischen Reich und den Drakern.

Nun war es nicht mehr weit nach Constanta, der großen Stadt am Schwarzen Meer, die wir am späten Nachmittag erreichten. Gleich nach dem Einchecken im Hotel Class folgte ein Rundgang durch das Stadtviertel, um uns nach der langen Fahrt etwas die Beine zu vertreten.



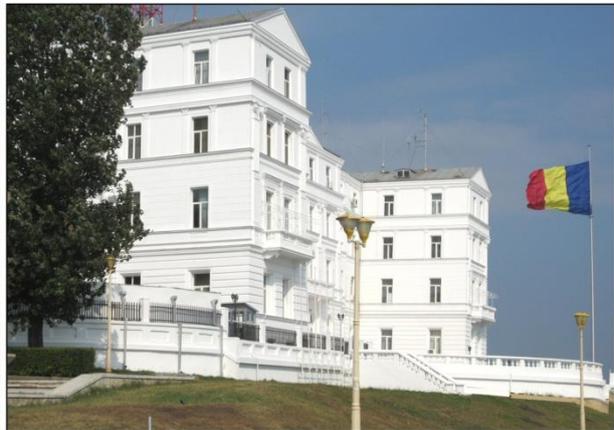
An der ersten Straßenkreuzung war ein interessantes Schild zu sehen, das die Entfernungen zu einigen europäischen Großstädten zeigte, während der Hinweis „Uniunea Europeana 0 km“ wohl andeuten sollte, dass man sich hier mitten in Europa befand. Und

den Abbiegungspfeil in östliche Richtung auf dem blauen Schild könne man so interpretieren, dass er zu weiteren beitrtrittswilligen Ländern im Osten weise, meinte Tim scherzhaft.

Nur ein kleines Stück weiter war die Straße zu Ende und wir standen direkt oberhalb eines halbkreisförmigen Strandes am Schwarzen Meer. Weit schweiften unsere Blicke über das Wasser in die Ferne – eines der Ziele unserer Reise war erreicht. Es war erhebbend, an diesem Meer, das man schon oft auf der Karte gesehen hat, nun selbst zu stehen.

Auf dem Rückweg zum Hotel tauschten wir Geld. Die rumänische Währung heißt Leu, der Umrechnungskurs ist 1:4, d.h. für einen Euro bekommt man 4 Leu. Ein für den Abend geplanter Spaziergang durch die Altstadt musste ausfallen, da ein Gewitterregen über Constanta herunter ging.

Am nächsten Vormittag war das Wetter wieder schön. Es stand zunächst ein Spaziergang auf der Strandpromenade von Constanta auf dem Plan. Nun hatten wir genügend Zeit, das Schwarze Meer auf uns wirken zu lassen. Das alte Casino, direkt am Wasser gelegen, ist noch immer ein beliebtes Fotomotiv, leider bröckelt es unsaniert vor sich hin. Mehr Geld scheint es da für das Admiralsgebäude zu geben, das sich in strahlendem Weiß präsentierte.



Am Ende der Strandpromenade, bevor es in die Altstadt ging, gab uns Tom ein paar Informationen über die Stadt. Constanta (deutsch *Konstanza*) hat etwa 300.000 Einwohner und den wichtigsten Seehafen am Schwarzen Meer. Sie ist die fünftgrößte Stadt Rumäniens und die größte Stadt der Dobrudscha.

Constanta wurde im 7. Jahrhundert v. Chr. von Griechen, die aus der ionischen Stadt Milet in Kleinasien stammten, gegründet und erhielt den Namen Tomoi. Dort lebte und starb auch der aus Rom verbannte Dichter Ovid. Constanta hat eine wechselhafte Geschichte. Im Altertum stand die Stadt unter drakischer, skytischer, keltischer und römischer Herrschaft und wurde eine wichtige Metropole. Der römische Kaiser Konstantin I. änderte den Namen der Stadt zu Ehren seiner Schwester in Constantiana. Nachdem sie später zeitweise unter bulgarischer, byzantinischer und osmanischer Herrschaft gestanden hatte, wurde die Stadt schließlich 1878 beim Berliner Kongress Rumänien zugeschlagen.

Aufgrund ihrer Geschichte ist es nicht verwunderlich, dass die Stadt heute Zentrum der türkischen, tatarischen und muslimischen Minderheiten in Rumänien ist. So sind z.B. 6% der Stadtbevölkerung muslimisch. Daneben gibt es auch eine kürzlich eingewanderte arabische Minderheit, die in Constanta eine Schule mit arabischer und englischer Unterrichtssprache betreibt.



Mit diesen Informationen brachen wir auf in die Altstadt, die wir in nur zehn Minuten zu Fuß erreichten. Dort besuchten wir zunächst die Moschee. Ein Foto von ihr zu machen war schwierig, da sie von engen Gassen umgeben ist. Wenn man ein Stück in eine Straße mit modernen Gebäuden ausweicht, ergibt sich ein interessantes Motiv des Kontrastes zwischen der uralten Moschee und einem heutigen Glaspalast. Einige von uns, auch ich, wagten den Aufstieg aufs Minarett über eine enge Wendeltreppe und wurden von einer einmaligen Aussicht auf die Stadt und das Meer belohnt.

Wir gingen weiter und erreichten bald den Platz vor dem Nationalmuseum für Geschichte und Archäologie. Damit war der Rundgang beendet, und wir hatten nun eine Stunde Zeit zur freien Verfügung, bevor der nächste Termin auf dem Plan stand. Die Gruppe löste sich schnell auf. Meine Frau und ich gönnten uns erst einmal eine Pause in einem Kaffee. Danach schlenderten wir durch die Straßen der Altstadt und stellten fest, dass viele Häuser am Verfall waren, weil vermutlich das Geld für die notwendigen Sanierungen fehlte oder Eigentumsverhältnisse nicht geklärt waren.

Als alle wieder im Bus versammelt waren, ging die Fahrt weiter in eines der besseren Wohnviertel von Constanta. Dort waren wir zu einer Begegnung mit dem Großmufti der muslimischen Minderheit in Rumänien eingeladen. Nachdem wir das unscheinbare Geschäftshaus betreten hatten, wurden wir von einem überaus freundlichen Adlatus in einen Vortragsraum geführt. Wenig später traf der Großmufti selbst ein. Wer einen weisen, alten Mann mit langem Bart und muslimischen Gewand erwartet hatte, wurde enttäuscht, denn es erschien ein westlich gekleideter, dynamischer Managertyp in mittleren Jahren und legte als Beweis der Moderne sogleich sein Handy auf den Tisch.

Tom, der sich über die Einladung sehr gefreut hatte, übersetzte wieder. Von dem Gespräch behalten habe ich, dass der Großmufti das friedliche Zusammenleben der ethnischen und religiösen Minderheiten mit der rumänischen Bevölkerung lobte, dagegen aber Probleme mit Minderheiten in Westeuropa und speziell in Deutschland sah und daraus einen gewissen Vorwurf an uns als Vertreter Deutschlands richtete. Außerdem gäbe es zunehmende Schwierigkeiten mit von westeuropäischen Staaten abgeschobenen Radikalen, die in Länder wie Rumänien kommen würden und dort das friedliche Zusammenleben störten. Das fanden wir doch stark übertrieben.

## **Von Constanta an den Rand des Donaudeltas**

Nach diesem Gespräch verließen wir Constanta in nördlicher Richtung und passierten einige der Schwarzmeerbäder, ohne aber genügend Zeit für einen Stopp zu haben. Danach kamen wir in eine recht öde, flache, so gut wie nicht besiedelte Steppen- und Lagunenlandschaft.



In dieser Gegend lag einst die griechische Hafenstadt Istros, auch als Cetatea Hristia bekannt, deren Ruinen einschließlich Museum wir als nächstes besichtigten. Beim Herumlaufen in den Außenanlagen fühlten wir die Hitze dieses Sommertages.



Danach ging die Fahrt weiter Richtung Donaudelta. In der Stadt Babadag besichtigten wir die Moschee. Ein Absteiger führte uns in das abseits von den Hauptstraßen gelegene, russische Dorf Sarichioi am Razim-See. Neunzig Prozent der Bewohner von Sarichioi sind russisch-lipowanische Altorthodoxe. Der Gottesdienst in der hübschen, in blauen Farben

gehaltenen Dorfkirche findet in altrussischer Liturgie statt. Auf dem Kirchengrundstück stehen zahlreiche kleine Häuser, in denen einige gläubige Frauen leben, die in der Kirche täglich Dienste verrichten. Der Ort hat auch viele hübsche Häuser. Die Farben Blau und Grün herrschen vor. Tom erklärte, dass dies eine russische Enklave ist, in der man russisch spricht, russische Traditionen lebt, viele Frauen in Tracht gehen.

### **Auf Wasserwegen unterwegs im Donaudelta**

Nach einer längeren Busfahrt erreichten wir endlich den Ort Murighiol, der am Rande des Donaudeltas liegt. Als Tom meinte, dass wir noch aufs Wasser müssten, hielt ich das für einen Scherz. Vielmehr sah ich mich in der weitläufigen Ortschaft um und versuchte ein Hotel auszumachen. Am äußersten Ende des Ortes stoppte der Bus an einem größeren Gebäude. Das wird es wohl sein, dachte ich, aber gefallen konnte es mir dort nicht. Doch schnell stellte sich heraus, dass der Busfahrer sich verfahren hatte und umkehren musste. Schließlich waren wir an allen Häusern vorbei, und vor uns tauchte ein kleiner Hafen an einem Seitenarm der Donau auf. Kurz davor bog der Busfahrer auf einen Schotterweg ab und hielt wenig später an. Wir wären nun da und sollten aussteigen, meinte Tom. Verblüfft verließen wir den Bus und sahen uns um. Einige Meter unter uns lagen ein großes und zwei kleinere Boote in den Fluten des Flussarms. Ein schmaler Steg ohne Geländer führte nach unten. Also mussten wir doch aufs Wasser – die Überraschung war gelungen.

Als Tom die skeptischen Blicke der Frauen sah, meinte er, dass bei normalem Wasserstand die Planke waagrecht liegen würde, so dass nur ein Schritt notwendig wäre, um aufs Boot zu kommen. Aber bei dem augenblicklichen Tiefstand der Donau könnte man nur über eine schräge Planke einsteigen. Den nicht Schwindelfreien in der Gruppe fuhr der Schreck in die Glieder.

Tom stellte den Schiffsführer vor, den wir Radu nennen sollten und der auch, wie sich später herausstellte, der Eigentümer der Pension war. Mit dessen und Toms und Tims Hilfe gelangten alle heil in die Boote. Die Frauen durften im bequemerem großen Boot Platz nehmen, während die Männer sich in einem der zwei kleinen Boote zusammendrängen mussten. Die Koffer wurden im anderen kleinen Boot verstaut.

Als wir losfuhren, war die Dämmerung schon angebrochen. Der Busfahrer hätte sich verfahren, gestand Tom später, und dass er schon wie auf heißen Kohlen gesessen hätte, denn bei Dunkelheit wäre es absolut verboten, im Delta mit Schiffen und Booten zu fahren. Zum Glück war es bei dem schönen Wetter gerade noch hell genug, um den Weg zu finden. Die Himmels- und Wasserfärbung war wunderbar.

Die unerwartete Fahrt durch Kanäle und Seen war eine spannende Sache, konnte man ja nicht erahnen, wohin sie uns führen würde. Nach einer etwa dreiviertelstündigen Fahrt über einen größeren See bogen wir in einen länglichen Kanal ab und sahen auf der rechten Seite unerwartet schilfgedeckte Häuser, also musste dort eine Insel liegen. Am Ende des Kanals an einer kleinen Anlagestelle hatten wir unser Ziel erreicht, die Pension „Die drei Weidenbäume“



Nun war es so dunkel geworden, dass man nur erahnen konnte, wie schön die Anlage war. Eine Frau und zwei freudig schwanzwedelnde Hunde empfingen uns und geleiteten uns in das Haupthaus. Tom stellte die Frau und den Bootsführer als Wirtin und Wirt der Pension vor. Sie waren sehr freundlich und begrüßten uns mit einem ordentlichen Schluck Wodka. Dann wurden die Zimmer verteilt, in die wir schnell unser Gepäck brachten und zurück ins Haupthaus eilten, wo ein spätes Abendessen mit viel Fisch auf uns wartete.

Am nächsten Morgen konnten wir die Anlage im Tageslicht bewundern. Sie war sehr schön, gepflegt und ganz neu. Nach dem reichhaltigen Frühstück wurde besprochen, wie der Tag ablaufen sollte. Ursprünglich war ein Ganztagsausflug mit Picknick ins Delta vorgesehen gewesen. Aber bei der großen Gruppe hätte so viel Ausrüstung und Essen mitgenommen werden müssen, dass es auf den Booten zu eng geworden wäre. Deshalb schlug die Reiseleitung vor, zwei Halbtagsausflüge durchzuführen und zum Mittagessen zurück in der Pension zu kommen. Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden.

Die Pension liegt in der Ansiedlung Uzlina im südlichen Donaudelta, wie man auch auf einer am Haupthaus angebrachten Karte sehen konnte. Von dort aus kann per Boot der Uzlina-See erreicht werden. Gleich nach dem Frühstück brachen wir auf. Wir nahmen das große Boot und eines der kleinen – und los ging es. Ich hatte zufällig im großen Boot Platz gefunden, was sich später für das Fotografieren als vorteilhaft erwies.

Nach der Durchfahrt des Kanals erreichten wir den See. Die spannende Frage war, ob die Pelikane, die dort im Sommer leben, schon zu ihren Winterquartieren aufgebrochen waren. Zumindest waren einige noch da, wie das Foto zeigt, auf dem auch die gelben Schnäbel der Vögel gut zu sehen sind.



Auch Schwäne mit Jungtieren konnten wir beobachten und sogar Frösche, die neugierig aus dem Seerosengeflecht herauslugten. Die drei Stunden der Rundfahrt waren schneller vergangen als gedacht, so dass wir langsam durch den Kanal wieder bis zur Pension schiperten. An einer Anlegestelle davor zeigte ein Mann in einem Boot stolz seinen Fang, allerdings war der Fisch so klein, dass man ihn kaum richtig sehen konnte. In der Pension gab es ein fischreiches Mittagessen.

Als wir zur zweiten Ausfahrt aufbrachen, lag der Kanal zunächst sehr ruhig da. Doch plötzlich schoss ein schnelles Boot um die nächste Biegung und war im Nu an uns vorbei. Seine Welle ließ unsere Boote gefährlich schaukeln. Leider ist das überschnelle Fahren mit starken Außenbordmotoren eine Unsitte, die Radu gar nicht gefiel. Seine Geste mit der Hand an die Stirn war eindeutig.

Dieser Ausflug führte uns in einen anderen Teil des Sees. Der interessanteste Unterschied zur morgendlichen Fahrt war, dass wir diesmal Kormorane beobachten konnten, die auf den umliegenden Bäumen saßen. Dann sollte es als zusätzliches Highlight noch durch einen ganz engen Kanal gehen, doch lag ein dicker Ast quer in der Durchfahrt. Radu meinte, der sei absichtlich von Anglern dort platziert worden, damit sie in Ruhe ihrem Hobby nachgehen konnten. Leider gab es keine Möglichkeit, daran vorbei zu kommen, so dass wir umkehren mussten.



Am Abend war der fünfte Tag der Reise vorüber und damit die Hälfte, so dass wir „Bergfest“ feiern konnten, wie Tim es ausdrückte. Radu verstand zuerst nicht, worum es ging, aber Tom konnte übersetzen und Radu meinte, hätten wir das früher gesagt, hätte er für eine Folklore-Gruppe sorgen können. So befeuerte er wenigstens seine beiden großen Grillöfen, und wir versammelten uns davor zur kleinen Bergfestfeier. In der klaren Nacht ohne künstliches Licht und Luftverschmutzung stand das Sternbild des Großen Wagens deutlich sichtbar über uns. Wir ließen uns die gegrillten Spieße bei Bier und Wein gut schmecken. Es war ein würdiger Abschied vom Delta.

Am Morgen nach dem Frühstück kam der Abschied von den „Drei Weidenbäumen“. Die letzte Fahrt mit den Booten in umgekehrter Richtung als vor zwei Tagen brachte uns zurück zur Anlegestelle, an der unser Bus schon stand. Zum Abschied überreichte Tim den Radu als Dank ein Obstwässerchen aus unserer Heimatstadt.

## Über Malcoci nach Tulcia

Am heutigen Tag hatten wir nur eine kurze Fahrstrecke zurückzulegen, nämlich von Murighiol bis Tulcea, dennoch war ein großes Programm abzuspulen. Es begann mit dem ersten Stopp in dem etwa 7 km südöstlich von Tulcea gelegenen Dorf Malcoci.

Die Gemeinde wurde im Jahre 1842 von deutschen Auswanderern gegründet und erhielt den Namen Malkotsch. Sie wurde knapp hundert Jahre lang von den Dobrudschadeutschen dominiert. In Malkotsch wurde bis 1940 zumeist deutsch gesprochen. Offiziell war dies allerdings unerwünscht und beispielsweise den Kindern in der Schule untersagt. Die Malkotscher waren fast ausnahmslos Bauern und Weinbauern wie schon in ihrer ursprünglich südwestdeutschen Heimat. Doch im November 1940 verfügten die Nazis eine Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerungsteile heim ins Reich. Nur wenige, vermutlich die mit Rumänen verheirateten Deutschstämmigen, durften zurückbleiben. Das Dorf wurde von Rumänen neu besiedelt, hat heute etwa 1000 Einwohner und erhielt den rumänischen Namen Malcoci. Ein Gedenkstein erinnert an diese Geschichte.

Tims Mutter und Tante sind in Malkotsch geboren. Die Tante, die heute in Westdeutschland lebt, kommt jedes Jahr einmal nach Malcoci in ihre alte Heimat. Da der Termin unserer Reise mit ihrem Aufenthalt zusammenfiel, bot sich ein Treffen an, und es war dabei auch eine Begegnung mit verbliebenen deutschen Einwohnern geplant.

Tatsächlich trafen wir die Tante, die trotz ihres hohen Alters von über 80 Jahren die für sie sicherlich beschwerliche Reise auf sich genommen hatte. Sie zeigte sich als resolute Person, die sich aber freute, Tim, den sie lange nicht gesehen hatte, gerade in Malcoci wieder zu treffen.



Unser Bus hatte vor der Kirche gehalten, so dass wir diese zunächst besuchten. Aber wir trafen nur noch eine Ruine an. Durch ein Erdbeben sind große Teile der Kirche zerstört worden. Der Turm blieb stehen, ist aber tot und leer. Auch Reste der Grundmauern stehen noch, doch ist das Dach eingestürzt und das Innere verfallen. Für den Wiederaufbau fehlt vermutlich das Geld, wahrscheinlich auch das Interesse der orthodoxen Bevölkerung.

Während Tom mit der Bewohnerin des Hauses gegenüber der Kirche einen kleinen Schwatz wagte, kam ein Pferdefuhrwerk vorbei, wie man es auch heute noch auf kleineren Straßen in Rumänien antreffen kann. Dann lud uns die Tante zu einem Rundgang durch Malcoci ein. Dort trifft man auf die unterschiedlichsten Häuser, zum Teil ganz alte versteckt hinter Büschen und Bäumen, zum Teil ganz neue, die sich offen zur Schau stellen.



Schließlich erreichten wir das Begegnungshaus am Ende des Ortes. Dort trafen wir einige deutschstämmige Bewohner, besonders vier Schwestern, die heute als alte Frauen noch bei ihren Familien in Malcoci leben. Man sah ihnen an, dass sie schwere Zeiten durchgemacht, denn sie wirkten früh gealtert. Deutsch mochten sie nicht sprechen, aber eine Reisegefährtin, die aus Rumänien stammt, konnte das Wenige, das die Frauen sagten, für uns übersetzen.

Wir waren derweil bei Kaffee und hervorragend schmeckenden Kuchen eingeladen. Tims Tante war in ihrem Element, erzählte viel und hatte für jede Frage eine passende Antwort. Über den Friedhof, auf dem Verwandte von Tim begraben liegen, ging es zurück zum Bus und zur Weiterfahrt. Sie führte uns in das kleine Dorf Balteni. Dort waren wir zur Hochzeitssuppe am dritten Tag einer Hochzeit eingeladen. Die Hochzeit wird auf dem Land in Rumänien drei Tage lang gefeiert, wobei der dritte Tag ruhig verläuft, Besinnung und Gesprächen dienen soll.

Der Brautvater dieses Paares ist Vorsitzender der deutschen Minderheit in der Dobrukscha und Begegnung und Gespräch mit ihm sollte für beide Seiten interessant sein. So war der Kontakt zustande gekommen. Die Hochzeitssuppe ist eine Spezialität an der Donau, eine Fischsuppe, die Donauwels enthält. Für uns war eine zusätzliche lange Tafel vorbereitet. Nachdem dem Brautpaar ein Geschenk von unserer Gruppe übergeben worden war, konnten wir das mittägliche Mal genießen. Auch Vorspeise und Süßigkeiten als Nachtisch fehlten nicht.

Nach diesem opulenten Essen fuhren wir gesättigt weiter und kamen bald in die Stadt Tulcea, mit etwa 100.000 Einwohnern die größte Ansiedlung am Rande des Donaudeltas. Tulcea ist auch die größte Stadt der rumänischen Norddobrukscha. Sie liegt direkt an der Donau und hat eine lange Strandpromenade. Die Übernachtung war in dem großen Hotel Delta geplant, das aus zwei Gebäuden besteht. Das eine, in dem wir untergebracht waren, hat noch den Ostblockcharme vergangener Zeiten, das andere ist ein moderner Glaspalast. Nach dem Einchecken zogen sich die meisten Mitglieder unserer Gruppe zu einer längeren Ruhepause in ihre Zimmer zurück. Der Blick aus dem Fenster unseres Hotelzimmers war recht schön, denn er ging auf die Donau und die Uferpromenade hinaus.



Wer noch Lust zu weiteren Unternehmungen hatte, konnte sich einem kleinen Spaziergang zur bulgarisch-orthodoxen Kirche „Heiliger Georg“ anschließen, bulgarisch deshalb, weil Tulcea bis 1878 Bischofssitz des bulgarischen Exarchats war und erst beim Berliner Kongress von 1878 zusammen mit der Norddobrudscha Rumänien zugesprochen wurde. Trotzdem hatte Tulcea noch bis 1940 eine bulgarische Bevölkerung, die erst nach dem Vertrag von Craiova, durch den die Süddobrudscha an Bulgarien fiel, abwanderte. Die Kirche hat eine schöne Ikonenwand und Wandbemalungen mit Bildern in wunderbar leuchtenden Farben.



Als wir zurück am Hotel waren, wartete schon der Bus für den letzten Ausflug des Tages. Er brachte uns auf den Hügel Hora, der als "Hügel des Denkmals" bekannt ist. Dort steht das Monument, das zu Ehren der Kämpfer des Unabhängigkeitskrieges, durch den die Dobrudscha zu Rumänien kam, gebaut wurde.

Unser Abendessen fand im Restaurant „Select“ in der Innenstadt von Tulcea nahe dem Delta-Hotel statt. Dazu war eine Kapelle geladen, die rumänische und russische Lieder spielte. Das Essen war gut, Wein und Bier hoben die Stimmung, was Tom sehr freute, der sehr gelöst an diesem Abend war.

Schließlich wurde von einigen unserer Gruppe sogar die Hora getanzt. Dieser Tanz geht zurück auf die Chorea, ein Reigen-, Ketten- oder Kreistanz, der ursprünglich vom Gesang der Tänzer begleitet wurde. Man kannte ihn schon bei den alten Griechen - Homer beschreibt die Chorea in der Ilias. Diesen Tanztyp kennt man auch in anderen Ethnien, wobei sich der entsprechende Name oft aus dem Griechischen ableitet, so z. B. Khorovod, in Russland, Hora in Rumänien und Moldawien, Klezmer-Musik in Israel, Horo in Bulgarien



So ist ein Umweg von 300 km notwendig, um Izmail zu erreichen. Zu allem Unglück muss man dabei etwa einen halben Kilometer durch Moldawien fahren, wie man auf der Karte sehen kann. Leider ist dies keine Transitstraße, so dass zwei Grenzübertritte notwendig sind.



Von Tulcea aus liegt die nächste Autofähre über die Donau bei der Stadt Galati, 85 km nordwestlich von Tulcea, was die schnellste Möglichkeit ist, mit dem Auto oder Bus auf die andere Seite des Flusses zu kommen. Auf dem linken Foto unten sieht man unseren Bus mit Anhänger auf die Fähre fahren. Der Anhänger sollte uns schon bald große Schwierigkeiten bereiten.

In Galati kehrten wir in ein hübsches Kaffee ein und besichtigten die orthodoxe Kirche. Dann um die Mittagszeit verließen wir die Stadt und kamen zur rumänisch-moldawischen Grenze. Die rumänischen Grenzer ließen uns nach zwanzigminütigen Aufenthalt weiterfahren. Auf der Brücke über den Grenzfluss Prut verließen wir die EU und kamen zur moldawischen Grenzabfertigung. Dort begannen die Schwierigkeiten.

So viel wir mitbekamen, hatte der Busfahrer keine oder unvollständige Papiere für den Anhänger. Dabei teilte uns Tom mit, dass der Anhänger tatsächlich bei einem anderen Unternehmen geliehen war. Es war für den Busfahrer also nicht ganz einfach, den richtigen Gesprächspartner ans Handy zu bekommen. Nur zwei, drei Autos standen zu dieser Zeit vor den Grenzgebäuden. Die Abfertigung hätte in wenigen Minuten durchgeführt werden können. Trotzdem gab es zunächst eine zusätzliche Verzögerung von einer Stunde. Dann schien es weiter zu gehen, ein Fax mit Papieren war angekommen, wie Tom uns mitteilte, der dauernd zwischen Bus und dem Gebäude hin und her lief und versuchte, Druck zu machen. Auf unserer Fragen meinte er, dass ein Euroschein in den an die Grenzer übergebenen Faxen versteckt gewesen war.

Das sollte die Angelegenheit beschleunigen, dachten wir, hatten uns aber getäuscht. Denn nun begann erst das richtige Tauziehen. Die Grenzer dachten wohl, bei diesen Deutschen wird man mehr herausholen können. Der Busfahrer, der ohnehin schon genervt war, wollte aber nicht mehr zahlen. Die Sache musste ausgesessen werden. So verging eine weitere Stunde mit Warten. Dann endlich bekamen wir Stempel in unsere Pässe – es konnte weitergehen! Was hatte diesen Sinneswandel bei den Grenzern bewirkt? Vielleicht noch ein Schein? Es bleibt ein Geheimnis. Zweieinhalb Stunden hatte uns dieser Grenzübertritt gekostet. Doch dass es dort keine Toilette für die Reisenden gab, ist der größte Skandal.

Es waren nur 500 Meter durch Moldawien, das reichte gerade für zwei schnelle Fotos aus dem Bus in die Landschaft. Dann kamen wir zur ukrainische Grenze, und dort fingen

die Probleme erst richtig an. Eine Grenzerin wie ein Soldatenweib sammelte die Pässe ein und ließ uns erst einmal eine weitere Stunde warten. Indessen genügte ein Euroschein diesmal nicht. Es war wohl tatsächlich so, berichtete uns Tom atemlos, dass in der Ukraine Anhänger an Bussen grundsätzlich nicht erlaubt waren. Das Busunternehmen hatte sich vermutlich nicht genau genug erkundigt. Die Wartezeit verlängerte sich abermals.

Jetzt kam der Busfahrer, der schon heftig schwitze, in große Verlegenheit. Er konnte nicht umkehren, denn er musste uns nach Odessa bringen, aber der Anhänger musste zurückbleiben. So ver lud er alles Gepäck in den Bus, in dem es dadurch noch enger wurde. Das war eine weitere Einschränkung für uns. Aber was sollten wir machen, in der Reisbeschreibung war ja aufgeführt, dass man in diesen Ländern nicht damit rechnen kann, dass immer Alles planmäßig abläuft, egal was man vorher organisiert hat.

Der Busfahrer kam nun auf die Idee, seinen Anhänger in den seitlich stehenden Büschen am Grenzzaun zu verstecken. Damit waren die Grenzbeamten jedoch nicht einverstanden. Weitere Zeit verging. Es kam Langeweile auf. Nun musste jeder einmal aussteigen, um sich die Beine zu vertreten und eine Toilette zu suchen. Nur ausnahmsweise ließen die Grenzer Jemanden von uns auf die Toilette in ihrem Gebäude.

Indessen suchte der Busfahrer verzweifelt einen Abstellplatz für den Anhänger. Nach einigem Hin und Her wiesen die Grenzer ihm einen Platz zu, den sie im Auge behalten konnten. Dorthin musste er den Anhänger dann bringen.

Weitere Zeit verstrich. Tom verschwand immer wieder im Grenzgebäude. Ich fragte mich, in welcher Sprache die Verständigung wohl ablief. Jetzt wurde es ganz langsam dämmerig, und immer noch stand unser Bus einsam am Grenzgebäude. Auf einmal kam ein bisher noch nicht erschienener Mann aus dem Gebäude. Nach seiner Haltung zu urteilen, war er hier der Chef - die Angelegenheit war zur Chefsache geworden, der Bus musste weg. Da waren plötzlich auch unsere Pässe wieder da und wurden in den Bus gereicht. Wir durften weiterfahren. Alle atmeten auf. Inzwischen hatten wir fünfeinhalb Stunden an den beiden Grenzen verbracht. Zum Glück waren wir nicht zurückgeschickt worden. Nun war nur noch ein Schlagbaum zu überwinden, eine letzte Kontrolle der Papiere war ok, und wir durften passieren.

Als erstes suchten wir eine Toilette, aber hinter der Grenze gab es nur ein Kaffee, bei näherem Hinsehen eine Art Schnellimbiss ohne Toiletten. Da blieb als letzte Möglichkeit nur noch, sich in die Büsche zu schlagen. Dann bogen wir auf die Straße P33 in Richtung der Stadt Izmail ab.



Inzwischen war es nahezu dunkel und von der Landschaft leider nicht mehr viel zu sehen. Ich saß auf der linken Seite am Fenster im Bus und konnte im Scheinwerferlicht des

Gegenverkehrs die Straße beobachten. Sie hatte erschreckend viele Schlaglöcher. Ich dachte mir, dass dies der Grund des Anhängerproblems war. Mit Anhängern an Bussen zu fahren, ist bei dem schlechten Straßenzustand in der Ukraine einfach zu gefährlich.

Die erste größere Ortschaft, durch die wir kamen, war dunkel und schien ausgestorben zu sein. Nur an der zentralen Straßenkreuzung war noch etwas Licht, und dort in der Seitenstraße stand ein Polizeifahrzeug, exakt so, wie das früher in der DDR war. Wir mussten anhalten und ich dachte, nun geht der Zirkus wieder los. Aber die Papiere, die unser Fahrer an der Grenze bekommen hatte, waren wohl in Ordnung, denn die Polizisten ließen uns nach einem scherzhaften Plausch mit dem Busfahrer weiterfahren. Nun gab es keine Störung mehr, bis wir nach Izmail kamen. Auch diese doch größere Stadt war weitgehend dunkel, Straßenlaternen waren nicht angeschaltet, oder es gab gar keine. Die Straßen lagen gespenstig da, nur ab und zu war ein einsamer Mensch zu sehen, obwohl es erst 9 Uhr abends war. Das Einchecken in der Unterkunft wurde verschoben, da Tom ein Abendessen in einem typischen Gartenlokal organisiert hatte, wo es als Spezialität der Ukraine Schaschlik vom Grill geben sollte.

Der Busfahrer fand das Lokal trotz der Dunkelheit recht schnell, dort erwartete uns eine junge Frau, unsere Stadtführerin für Izmail. Sie führte uns zu einem langen Tisch, der für uns schon gedeckt war. Die meisten Reisekollegen löschten ihren inzwischen großen Durst mit einem kühlen Bier. Ich wollte dagegen gleich einmal den ukrainischen Wein probieren und wurde nicht enttäuscht, denn er war richtig gut. Auch das Schaschlik, obwohl sicherlich mehrmals wieder aufgewärmt, schmeckte hervorragend. Es war genug da, zu darben brauchte niemand. Mein erster Eindruck von der Ukraine war durchaus positiv.

Unsere Unterkunft war eine zu einem Hotel umgebaute Fabrik. Die Zimmer waren dermaßen kitschig eingerichtet, dass es schon wieder originell wirkte. Ähnliches hatten meine Frau und ich in so manchen B&B-Pensionen in Schottland gesehen. Doch war das Hotel sauber und ruhig, die Sanitäreinrichtungen in Ordnung, so dass wir in unserer ersten Nacht in der Ukraine gut schlafen konnten.

Nach dem Frühstück versammelten wir uns in einem Tagungsraum. Unsere junge Stadtführerin traf ein und gab uns Informationen über die Stadt, hier eine kurze Zusammenfassung:

Izmail ist eine historische, direkt an der Donau gelegene Stadt mit dem größten Donauhafen des Landes. Sie ist Zentrum der Industrie für die Verarbeitung von Lebensmitteln und des regionalen Tourismus. Izmail hat 85.000 Einwohner. Die Genuesen bauten hier im 12. Jahrhundert eine Festung, die bis 1484 zum Fürstentum Moldau gehörte. Die Festung und die Stadt waren danach wechselweise unter türkischer und russischer Herrschaft. Von 1812 bis 1917 gehörte die Stadt zum russischen Bessarabien, wo auch ein Teil der russischen Donauflotte stationiert war. Vom Ende des ersten Weltkrieges bis 1944 gehörte Izmail zu Rumänien. Ab 1944 gehörte es zur Ukrainischen SSR der Sowjetunion und seit 1991 zur unabhängigen Ukraine. Während der sowjetischen Inbesitznahme Bessarabiens bekam der Ort einen Bahnanschluss durch die bis heute bestehende Bahnstrecke Izmail - Arzys.



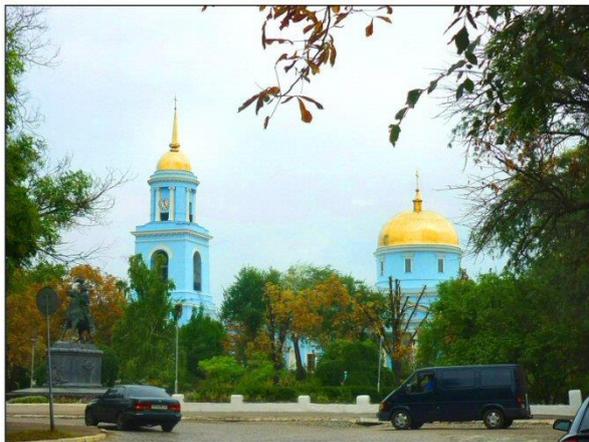
Dann fuhren wir an den südlichen Stadtrand und besuchten Izmails ältestes Gebäude, eine türkische Moschee aus dem 15ten oder 16ten Jahrhundert, welche heute ein Museum ist. Dort findet man ein monumentales Gemälde, das den Angriff der Russen im russisch-türkischen Krieg 1787-1792 auf die Festung von Izmil darstellt. Im Dezember 1790 nahmen die Russen unter Alexander Suvorov das für uneinnehmbar gehaltene Fort ein.



Nicht weit davon entfernt steht eine orthodoxe Kirche, die wir als nächstes besichtigten. Das Dach und die Türme erstrahlten in schönen Blautönen, während der untere Teil des Gebäudes noch unbearbeitet war. Das Besondere im Inneren sind die unbearbeiteten Ziegelsteinwände, Säulen und Kuppeln.



Den nächsten Stopp machten wir am Donauhafen. Dort steht neben Kränen eine weitere orthodoxe Kirche. Der Hafen ist jedoch recht klein, viel gibt es dort nicht zu sehen. Wir stiegen denn auch bald wieder in unseren Bus ein, der uns in die Innenstadt von Izmail brachte. Dort sahen wir Kinder in Schuluniform die Straße überqueren.



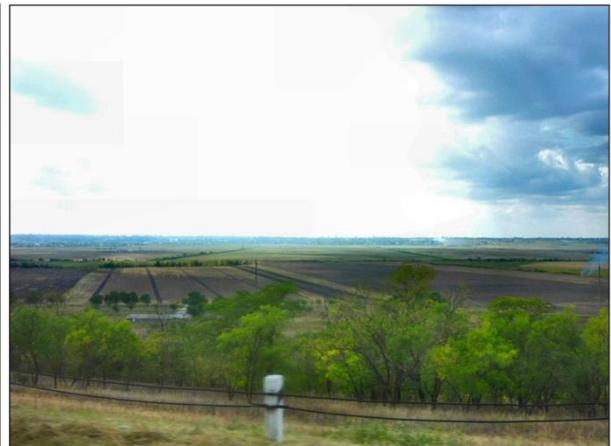
Im zentralen Park der Stadt liegt die orthodoxe Kathedrale von Izmail. Ganz zum Unterschied zur orthodoxen Kirche mit naturbelassenen Wänden, die wir in der südlichen Stadt besichtigt hatten, sind in der Kathedrale die Wände, Bögen, Decken und Gewölbe reich bemalt und geschmückt. In einem Seitenraum konnte man auch einmal einen Geistlichen sehen.

Draußen im Park begegneten uns zwei Frauen mit Einkaufstaschen, da konnte der Markt nicht weit entfernt sein. Bis zur Weiterfahrt blieb noch etwas Zeit. Die meisten unsere Reisekameraden, wie auch ich, tauschten zunächst einmal Geld. Die Währung heißt Ukrainische Hrywnja oder kurz UAH. Der Umrechnungskurs ist in etwa 1:11, d.h. für einen Euro bekommt man 11 UAH. Nach einer Pause in einem Kaffee und Einkauf in einer Bäckerei besuchten wir den Basar. Hinter vielen Buden fanden wir einige Markthallen, die besonders interessant für uns waren. Dort gab es Obst und Gemüse, Fleisch, Fisch und andere Lebensmittel. Es war alles im Überfluss zu haben. Die Preise waren natürlich ungerechnet weitaus niedriger als bei uns, doch bei den geringen Monatsverdiensten, die Tom schon erwähnt hatte, erschien uns das Preisniveau relativ hoch.



Unser Bus parkte zufällig vor dem Standesamt. Gerade als wir einsteigen wollten, kam eine Hochzeitsgesellschaft an. Das Brautpaar und die Gäste waren edel angezogen. Ein Unterschied zu Hochzeitsgesellschaften bei uns war nicht zu erkennen. Mit diesen letzten interessanten Bildern verabschiedeten wir uns von Izmail und setzten unsere Reise fort, die uns nun über 250 km durch die südliche Ukraine nach Odessa führen sollte.

Am Stadtausgang von Izmail kreuzt die oben schon erwähnte Bahnlinie die Straße. Dort war die Schranke, als wir eintrafen, gerade geschlossen, so dass unser Bus warten musste. Das gab uns Gelegenheit, einen ukrainischen Güterzug mit zwei Lokomotiven zu beobachten, der sehr langsam herankam. Tom, der in diesem Land schon öfters mit der Bahn unterwegs gewesen war, meinte, der Zustand der Schienen wäre so schlecht, dass die Züge nicht schneller fahren könnten.



Die Ukraine ist ein Agrarland mit guter schwarzer Erde, bietet aber zumindest in dem südlichen Teil, durch den wir fahren, keine landschaftlichen Reize. Ab und zu sieht man auch Weinanbau, ansonsten riesige Felder. Das Land ist sehr dünn besiedelt. Viele Häuser sind renovierungsbedürftig.



Wie man auf der Karte sehen kann, gibt es südlich von Odessa eine riesige Einbuchtung des Schwarzen Meeres, den Dnistrovs'kyi liman. An dessen nördlichste Stelle reicht Moldawien heran, so dass die Hauptverbindungsstraße nach Odessa ein kleines Stück durch Moldawien verläuft. Für uns bedeutete das zwei weitere Grenzübergänge, an denen es laut Tom auch schon manchmal lange Wartezeiten gegeben haben soll. Doch diesmal hatten wir Glück, vielleicht auch, weil der Anhänger nicht mehr da war. Ohne Verzögerung konnten wir nach Moldawien einreisen. Nach einigen Kilometern führte uns die Straße südlich der Stadt Palanca vorbei wieder zu ukrainischen Grenze am Fluss Dnister, der im Deutschen auch Dnjestr genannt wird.

Unsere zweite Einreise in die Ukraine ging ohne Wartezeit vorüber. Wir fuhren eine Zeit lang am Fluss Dnjestr entlang, und überquerten ihn schließlich. Bis Odessa konnte es nun nicht mehr weit sein. An der Straße waren schon ab und zu Obstverkaufsstände zu sehen.

Bevor wir nach Odessa herein kamen, sahen wir eine einsam auf dem Feld stehende orthodoxe Kirche. Tom erklärte, es sei ein Brauch in der Ukraine, an den Rand größerer Städte eine Kirche zu bauen, sozusagen als Wächter der Stadt. Schon bald danach tauchten erste, noch etwas heruntergekommene Häuser auf.



### Odessa, Perle am Schwarzen Meer

Nun war auch schon eine Straßenbahn zu sehen. Je näher wir dem Zentrum kamen, umso gepflegter waren Häuser und Straßen. Unsere Unterkunft lag allerdings am anderen Ende der Stadt Richtung Schwarzes Meer, so dass wir durch Teile der Innenstadt fahren mussten. Der erste Eindruck war durchaus sehr positiv. Es schien eine schöne und auch interessante Stadt zu sein.

Die Hotels in Odessa seien sehr teuer, denn es kämen viele reiche Russen in die Stadt, die jeden Preis zahlen würden, meinte Tom. Deshalb war es notwendig gewesen, dass er die Stadt vor der Reise besuchte, um ein preisgünstiges Hotel für uns zu finden, damit die Kosten der Schwarzmeerreise im Rahmen blieben. So fand er das Hotel Odesskly Dvorik, in dem wir untergebracht waren. Im vorderen Haus befindet sich ein Restaurant, auf dessen Seite ein Gang auf einen kleinen Innenhof führt. Von dort geht es in das hintere Haus, in dem das Hotel und die Rezeption liegen. Das Hotel hat vier Stockwerke, die sehr verwinkelt sind, aber keinen Aufzug. Deshalb, so ist zu vermuten, sind die Preise für Doppelzimmer von 70-90 Euro für Odessaer Verhältnisse günstig. Zum Glück waren einige junge Männer da, die unser Gepäck in die Zimmer brachten und uns dabei gleich den kürzesten Weg über die Treppen und durch die Flure zeigten. Die Zimmer waren in Ordnung, unseres sogar sehr ruhig.

Das Abendessen war in einem am Strand des Schwarzen Meeres gelegenen Restaurant bestellt. Dorthin konnten wir zu Fuß gehen. Wir passierten viele alte Häuser im Jugendstil, von denen die meisten schon vorzüglich saniert waren.



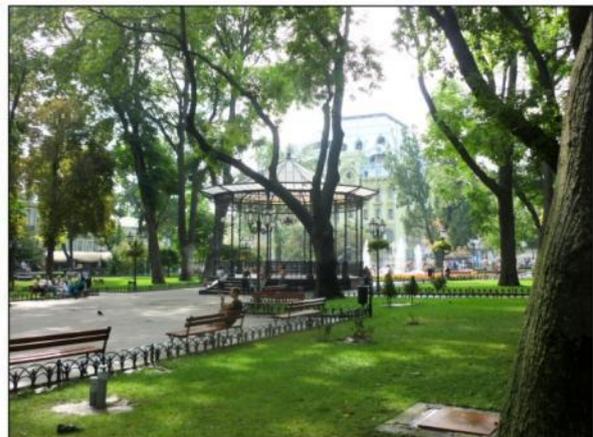
. Auf der Höhe über dem Meer sahen wir in einem, durch Zäune abgesperrtem Gelände, mehrere neue, edel aussehende Hochhäuser. Tom informierte, dass sie Eigentumswohnungen enthielten, die je nach Größe eine halbe bis eine Million Euro kosten würden und fast vollständig im Besitz reicher Russen seien. Nach einem halbstündlichen Marsch erreichten wir unser Restaurant am Strand. Eine deutsch sprechende, junge Frau war unsere Betreuerin an diesem Abend. Später stieß noch eine Vertreterin der deutschen Minderheit in diesem Teil der Ukraine zu uns. Sie erzählte über das Leben auf dem Land.

Da eine zweite Übernachtung in unserem Hotel vorgesehen war, stand uns der nächste Tag ganz für Unternehmungen in Odessa zur Verfügung. Der Busfahrer brachte uns noch in das Stadtzentrum, dann verabschiedete er sich und war im Nu verschwunden. Es ist anzunehmen, dass er seinen Anhänger so schnell wie möglich zurück haben wollte. Für uns war das aber ein Nachteil, denn wir mussten von nun an unsere Wege laufen oder mit dem Taxi fahren, und immer drei bis vier Taxis zur gleichen Zeit zu bekommen, war nicht ganz einfach. Ich fragte mich ohnehin, wie Tom das schaffte, denn er war gerade erst dabei, Russisch zu lernen, was in Odessa hauptsächlich gesprochen wird.

Wir hatten nur ein paar Schritte zu laufen, denn erreichten wir den Vorplatz der Verklärungskathedrale im Kathedralenpark von Odessa. Während ich noch eine der für Odessas Stadtinnere typische von Platanen gesäumte Straße fotografierte, stieß unsere Stadtführerin, eine resolute Frau in mittlerem Alter, zu uns. Sogleich versammelte sie die Gruppe um sich und gab einen Überblick der Geschichte der Kathedrale. Währenddessen passierten uns einige hübsche, junge Damen, ganz im westlichen Stil gekleidet, wie man sie auch in Izmail schon gesehen hatte.

Die Verklärungskathedrale, die wir dann besichtigten, ist eine russisch-orthodoxe Bischofskirche. Sie wurde Anfang des 19. Jahrhunderts errichtet, aber unter Stalin 1936 zerstört. Seit 1999 wird sie als möglichst originalgetreue Rekonstruktion wieder aufgebaut. In der Kirche war ein stimmungsvoller gregorianischer Gesang zu hören.

Nach der Besichtigung lud uns die Stadtführerin zu einem kleinen Rundgang durch die Innenstadt ein, zeigte uns viele, vorzüglich sanierte Häuser und eine gepflegte Passage. Die Stadt war voller pulsierenden Lebens. Auch an einem Flohmarkt kamen wir vorbei.



Im Kathedralenpark angekommen, konnten wir uns auf den Parkbänken etwas ausruhen, während die Stadtführerin munter weiter redete, diesmal über die Geschichte von Odessa. Mit dem Frieden von Jassy ging 1792 das Gebiet östlich des Dnister-Flusses vom Osmanischen Reich an Russland über. Die Stadt Odessa wurde im Jahre 1794 auf Anweisung von Katharina der Großen bei der 1789 eingenenommenen Festung angelegt, um einen leistungsfähigen Militärhafen für den Schwarzmeer- und Mittelmeerraum zu haben. Ab

1920 gehörte Odessa zur Ukrainischen SSR der Sowjetunion. Seit 1991 ist Odessa Teil der selbständigen Ukraine. Heute hat Odessa rund eine Million Einwohner und ist die wichtigste Hafenstadt des Landes am Schwarzen Meer.



Weiter ging es nun durch andere Straßen und immer wieder an pompösen Bauten vorbei. Schließlich kamen wir auch zum sogenannten potemkinschen Haus. Es sieht von vorne wie ein normales, rechteckiges Haus mit Fenstern von links nach rechts aus, aber von der linken Seite aus sieht man die Wände spitz zulaufen, so dass hinter den ganz links liegenden Fenstern gar keine oder nur äußerst schmale Räume sein können.



Nun erreichten wir bald den Hafen, in dem zwei große Kreuzfahrtschiffe direkt in der Fortsetzung der potemkinschen Treppe lagen. Diese Freitreppe mit 192 Stufen ist eines der Wahrzeichen von Odessa. Sie ist perspektivisch gebaut: Dadurch, dass sie unten mit 21,7 Meter viel breiter ist als oben mit 13,4 Meter, sieht sie - von oben betrachtet - auf der gesamten Länge gleich breit aus. Von unten betrachtet wirkt sie durch die perspektivische Bauweise hingegen wesentlich länger. An einem Stand für Andenken wurden Pseudo-Euros und -pässe verkauft, was in Deutschland nicht erlaubt sein dürfte .

Zum Schluss erreichten wir das Gebäude der weltbekannten Oper von Odessa. Unsere Stadtführerin verließ uns nun, versprach aber, beim Abschlussessen am Abend wieder bei uns zu sein. Die meisten der Gruppe waren unterdessen vom Laufen etwas müde, so dass ein Kaffee im Park nahe der Oper aufgesucht wurde, in dem man im Freien sitzen konnte.

Als quasi i-Tüpfelchen der Reise war ein Opernbesuch vorgeschlagen worden, der aber nicht Teil des Reiseprogramms war, d.h. von den Teilnehmern extra zu bezahlen war. Schon vor Tagen hatten bei einer Anfrage von Tom alle Reiseteilnehmer dem Opernbesuch zugestimmt. Jetzt wollte Tom die Karten besorgen, denn die Vorverkaufskasse war nur wenige Schritte entfernt.



Das Programm des Abends war „Der Bajazzo“ von Ruggero Leoncavallo. Es zeigte sich, dass nur noch Karten für die teuersten Plätze zu haben waren. Allerdings kosteten diese zu unserer Verblüffung nur 150 UAH, bei einem Kurs von 1Euro = 10,71 UAH also nur 15 Euro. Dagegen hatte natürlich niemand etwas einzuwenden. Wo kann man schon für so wenig Geld auf den besten Plätzen in der Oper sitzen? Das konnten wir uns nicht entgehen lassen. Also besorgte Tom Karten für alle.

Aber unser Programm in Odessa ging weiter. Als nächstes war der Besuch des deutschen Kulturzentrums Bayrisches Haus vorgesehen. Wir konnten zu Fuß gehen und kamen wieder durch die schön mit Bäumen bewachsenen Straßen der Innenstadt.

Im Bayrischen Haus wurden wir herzlich begrüßt und in einen Seminarraum geführt. Ein langjähriger Berater des Hauses brachte uns die Einrichtung in einem Vortrag näher. Hier das Wichtigste: Das Bayrische Haus Odessa (BHO) wurde 1993 vom Bayrischen Sozialministerium mit Unterstützung der örtlichen Behörden und der evangelischen Landeskirche Bayern in Odessa errichtet. Sein Tätigkeitsfeld umfasst heute wirtschaftliche, kulturelle und soziale Arbeit. Das Wirken steht unter dem Leitmotiv „Hilfe zur Selbsthilfe“. Es ist ein Bildungs-, Wirtschafts-, Sprachlern- und Sozialzentrum. Das Sozialzentrum betreibt auch einen mobilen medizinischen und psychosozialen Pflege- und Beratungsdienst für HIV/AIDS-Infizierte.

Das BHO erhielt viele Jahre Geldmittel vom Bayrischen Sozialministerium, aber seit der Finanzkrise wurden die Gelder gestrichen, so dass das BHO sich seitdem selbst finanzieren muss, was außerordentlich schwierig ist. Der Berater erwähnte auch den schwierigen Umgang mit der Verwaltung. Es gab zum Beispiel ein Bauvorhaben in Odessa, das umgerechnet mit Kosten von zehn Millionen Euro veranschlagt war, aber viel teurer wurde, weil eine Million bereits bei der Verwaltung in Kiew versickerte.

Nach diesem höchst interessanten Vortrag ging es zurück ins Hotel, wo wir Zeit zum Verschnaufen hatten und eine Stärkung für das ausgefallene Mittagessen zu uns nehmen konnten. Aber schon bald stand der letzte Begegnungstermin bevor, wir trafen uns mit dem Bischof der evangelischen Kirche der deutschen Minderheit in der Ukraine in seiner Kirche, die in einem anderen Stadtteil von Odessa lag, wohin wir mit Taxis fuhren. Von

der Unterhaltung habe ich nichts Wesentliches behalten, vermutlich war auch meine Aufnahmekapazität erschöpft.

Nach dieser Begegnung war es schon Zeit, dass wir uns auf den Weg zur Oper machten, denn die Vorstellung sollte um 19 Uhr beginnen. Es gab eine kleine Konfusion darüber, wie wir dahin kommen sollten. Es hieß, dass der Weg nicht weit sei und man zu Fuß laufen könne. So gingen einige von uns, darunter auch meine Frau und ich, schon einmal los, während andere nicht folgten, da sie glaubten, es würden Taxis bestellt werden. Auf dem Fußmarsch verloren wir bei dem dichten Verkehr unsere Reisekollegen auch noch aus den Augen. Es war dann doch nicht so einfach, uns zur Oper durchzuschlagen.

Wir fragten vielleicht zehnmals Passanten, aber die Verständigung war schwieriger, als wir dachten. Erst ein junger Mann, der gut Englisch sprach, brachte uns endgültig auf den richtigen Weg. Wir trafen zum Glück noch rechtzeitig im Opernhaus ein, so dass Zeit genug blieb, um durch die verwinkelten Gänge des Hauses zu unseren Plätzen zu finden, die in einer Loge nahe der Bühne lagen.

Das Opernhaus ist eines der Wahrzeichen von Odessa. Es wurde 1884–1887 vom damals im mitteleuropäischen Theaterbau führenden Architektenbüro Fellner & Helmer gebaut, inzwischen jedoch wegen Bodensenkungen mehrfach verändert.

Pagliacci (Der Bajazzo) ist eine Oper in zwei Akten von Ruggero Leoncavallo, der die Komposition und das Libretto anfertigte. Die Uraufführung fand 1892 im Teatro Dal Verne in Mailand unter Arturo Toscanini statt. Der Bajazzo ist Leoncavallos größter Erfolg und sein einziges Werk, das noch heute Teil des Standard-Opernrepertoires ist. Das Innere des riesigen Opernhauses war für mich beeindruckender als die eigentliche Aufführung.

Als wir das Opernhaus verlassen hatten, wartete schon unsere Stadtführerin, um uns auf den Weg in ein für Odessa typisches Restaurant zu begleiten, welches wir nun für unser Abschiedessen besuchten. Es hatte ein touristisch aufgemachtes Ambiente, was der Stimmung aber keinen Abbruch tat. Zumindest an dem Tisch, an dem meine Frau und ich saßen, war es ein lustiger Abend, wozu auch unsere Stadtführerin beitrug, die in ihrem Element war und richtig Stimmung machte. Sie brachte uns auch dazu, einige Spezialitäten zu versuchen. Von einem typischen Getränk, dessen Name ich vergessen habe, waren die meisten von uns nicht begeistert. Das empfohlene Essen fand jedoch großen Anklang.

Dann brach auch schon der letzte Tag der Reise an, an dem es zum ersten Mal morgens etwas regnete, während das Wetter ansonsten auf unserer Tour geradezu ideal, trocken und warm, aber nicht zu heiß war. Da wir erst am Mittag zum Flughafen aufbrechen mussten, war noch Zeit für einen letzten Spaziergang zu Fuß durch Odessa. Er führte uns durch die alleearartigen Straßen zum Hauptbahnhof. Dort waren auf der großen Anzeigetafel unter den Verbindungen auch welche nach Kiew und Moskau aufgeführt. Es hätte mich gereizt, in einen solchen Zug einzusteigen. Tom erzählte, dass er schon mit dem Zug von Odessa nach Kiew gefahren wäre.



In der Nähe des Hauptbahnhofs steht eine orthodoxe Kirche mit verschiedenen Kuppeln, eine ist vergoldet, an den anderen wird noch gearbeitet. Da gerade Gottesdienst war, konnten wir das Innere nicht besichtigen. Es blieb noch ein Rundgang durch den großen Basar. Dort gab es Essbares im Überfluss. Besonders an den Fleischständen sah es martialisches aus.

Taxis brachten uns zurück zum Hotel, wo das Gepäck eingeladen wurde. Dann ging es auf direktem Weg zum Flughafen. Dort kauften wir im Duty Free Shop noch georgischen und ukrainischen Wein. Der Rückflug war bei der ungarischen Fluglinie Malev gebucht und führte uns zunächst nach Budapest. Auf dem Weg in die Transithalle fand noch eine Kontrolle des Handgepäcks statt, vermutlich weil wir aus einem nicht EU Staat kamen. Man wollte uns nicht gestatten, den Wein mitzunehmen, obwohl er original vom Duty Free Shop in Odessa verpackt war. Wir protestierten lautstark und ließen uns nicht abweisen. Der Angestellte an dem Scanner blieb jedoch ganz ruhig und war so nett, uns eine Möglichkeit aufzuzeigen, wie wir unseren Wein doch noch retten konnten.

Er schickte uns zurück zum Ausgang, an dem wir durch die Passkontrolle offiziell nach Ungarn einreisten und in die Ankunftshalle kamen. Von dort gingen wir in die Abflughalle zum Gepäck-Checkin und gaben unser Handgepäck, den Rucksack mit dem Wein, als weiteres Gepäckstück ab. Da wir einen gültigen Flugschein nach Stuttgart hatten, war das kein Problem. Dieser Umweg funktioniert allerdings nur, wenn man genügend Transitzeit hat, da besonders die Passkontrolle lange dauern kann.

Der letzte Flug der Reise führte uns von Budapest nach Stuttgart. Auf dem dortigen Flughafen erwartete uns der Abholdienst unseres Flughafen-Transfer-Unternehmens und brachte uns in unseren Heimatort, wo unsere Reise zu Ende war. Fazit: Die Reise war interessant, spannend und erlebnisreich.